

Im Angesicht des Todes

Autor(en): **Kaiser, Isabelle**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **2 (1898)**

Heft [2]

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571783>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Am Angesicht des Todes.

Novellette von Isabelle Kaiser, Zürich. *)

Es war am Abend nach der Schlacht. Jenseits der Hügel dröhnt noch der Kanonendonner ungesättigt, und fahle Helle zuckt über den Himmel.

Der Verwundete richtet sich mühselig auf und keucht, gestützt auf den froststeifen Arm. Noch hängt der Pulverrauch vor seinen Augen, und ein Taumel benimmt ihm den Blick. Wie von einem entsetzlichen Alp gequält, starrt er ins Leere.

Weithin dehnt sich die Ebene, von Schatten umzogen, mit Gefallenen bedeckt. Pferde irren umher mit schraubenden Rüstern und fliegender Mähne. Ihre verstörten Augen glänzen, und in ihrem Wiehern zittert das Entsetzen. Der Laut zerreißt die seltsame Stille, die über dem Schlachtfeld liegt; dann und wann bricht ein Notruf, ein Röcheln, ein Fluch, ein letztes Sterbestammeln aus dem lastenden Schweigen.

Und der Verwundete atmet schwer. Aus Betäubung und dumpfem Staunen hat er sich in die Wirklichkeit zurückgefunden. Er betastet den Boden. Seine Hand berührt etwas Hartes, Glattes, noch Warmes: sein totes Roß. Seine Finger streicheln es sanft und verkrampfen sich dann in der zerzausten Mähne.

Ein Lichtfunken zuckt durch sein Hirn. Ja, es ist am Abend der Schlacht und er ist er, der Kapitän Paul Allard, und muß hier sterben. Sterben, nein, nicht sterben! Er sieht zum Himmel auf, wo der Mond, gleichgültig gegen alle Not, die Wolken, die wie Grabtücher ausgespannt sind, mit Gold verbrämt. Flüge schwarzer Vögel gehen über ihn hin, enger und enger kreisend, und lassen sich krächzend nieder auf die Schlachtbank. Der Verwundete bewegt den heilen Arm, um die Aasträhen zu verschrecken. Er reißt die Knöpfe seines Waffenrockes auf, und zwischen den Fingern, die die Brust betasten, sickert ein warmer, fäbchenarter Strahl hindurch: das ist sein Leben, das schöne Leben, das seine Adern schwellte, seinen Herzschatz aneiferte

und die Gedanken weckte, die ihn trieben, sich in den Kugelregen zu stürzen. Und die Kugeln haben ihn durchbohrt. Ja, jetzt entsinnt er sich: zur Attaque rief's, zum letzten Verzweiflungsturm. Da wird nicht mehr gefeilscht; ein Ansturm, ein rasendes Wetter, in das er sich hineingestürzt, auf den Sattel gebückt, blind von Rauch und Blut. Er hatte gestochen, er hatte geschossen, und dann ein harter Schlag auf die Brust mitten im Rausch des Getümmels, mit dem Roß brach er zusammen, Pferdehufe donnerten und stampften über ihn weg... dann nichts mehr...

Und jetzt rafft er sich auf, der rechte Arm hängt leblos, zerschmettert im Ärmel. Er blickt sich um, und der Mond, der gleichgültig gegen alle Not die Wolken mit Gold verbrämt, glitzert auf den Helmen und den blassen, härtigen Gesichtern von toten Feinden, die bei ihm Schildwach stehen auf Befehl des Todes. Ein wildes, verzweifelteres Lachen:

„O, Kapitän Allard wird ihm nicht mehr flüchtig! Aber, zum Donner, nicht hier sterben, wie ein wilder Wolf, die gefräßigen Schnäbel nicht mehr abwehren können! Und das Gefindel wird kommen, Leichenräuber, die die Toten plündern, und die mir alles nehmen werden, den Ring mit dem Finger! Odettens Ring! Odette! Nein, nein, das nicht! — Hilfe, Hilfe, her zu mir!“

Er schreit es heiser, vom Blut erstickt, in das Schweigen, und seine gesunde Linke rupft und rafft das Grasbüschel und versucht die blutende Wunde damit zu verschließen.

Odette, eine Blume, die er sich auf dem Boden Frankreichs gepflückt, eh' er mitzog in den Krieg. Er sieht sie wieder, wie er sie gesehen an jenem Festabend, an dem sie ihm zwischen zwei Schlachttagen, zwischen zwei Siegen mit ihrem Vogelstimmchen, ihrem Mädchenlachen das Herz gestohlen hat. Er sieht sie: sie kommt auf ihn zu, den Delzweig in der Hand. Sie schlägt die Pforten des Paradieses vor ihm auf, ihr Kleid ist wie eine rosige Wolke, ihre nackten Schultern glänzen,

*) Frei aus dem Französischen übertragen von Germ. St.

und ein Schwarm durchsichtigbeflügelter Mücken umtanzt sie, lustige Gesellen des Todes, die im Mondschein flimmern.

„Obette!“ . . . Die Erscheinung neigt sich nicht über ihn, faßt nicht, küßt nicht die Hand, die er nach ihr ausstreckt, pflegt nicht seine Wunden. Die Erscheinung schwebt und lacht, und Rosenblätter flattern von ihren Lippen und schneien auf ihn nieder. Und dann flieht sie, lächelnd, sich im Walzertakt wiegend, mit spitzen Füßchen kaum die Walstatt berührend, die Haufen von toten Rossen und erschlagenen Männern. „Obette!“

Er krampft die Finger in die Brust. Da knistert ein Papier unter seiner Hand. Er zieht es hervor und sucht zu erkennen, was es wohl sein mag. Sein Auge klärt sich, er sieht wieder, und ein süßer Gedanke keimt in seinem Hirn. Eine Botschaft ist's, die er da in Händen hält, noch warm von der Brust, an der er sie geborgen, ein Brief, den Feuer- und Bluttaufe geweiht hatte. Obettens letzter Brief!

Er hatte ihn im Lager erhalten, als schon zum Aufbruch geblasen wurde, und er hatte ihn nicht mehr lesen können, aber glücklich in seinem Besitz, barg er ihn auf dem Herzen, aus den Liebesworten eines Weibes sich gleichsam einen Harnisch schmiedend. Die Liebe seiner Braut, die in dem unscheinbaren weißen Papier vielleicht den zärtlichsten Ausdruck gefunden hatte, sollte ihm als Amulett dienen in der Schlacht. Aber die Kugeln waren dicht darüber eingedrungen, sie hatten das Brieflein verschont, aber den Träger um so tödlicher getroffen.

Aber es ist ja noch Zeit, jetzt noch, und er will das Schreiben lesen, lesen, seine Zärtlichkeit trinken, wie ein Verschmachtender. Und ist ihm das Leben beschieden, so wird dies sein Labetrunk sein, geht's dem Tode zu, so ist es seine Wegzehrung. Und schon hat er mit den Zähnen den Umschlag aufgerissen; mit den ungeschickten, zitternden Fingern seiner heilen Hand entfaltet er das Papier, und der feine, süße Heliotropdust, der dem Briefchen entströmt, verdrängt plötzlich den Pesthauch der großen Schlachtbank.

Er blickt auf das Papier, aber lesen kann er nicht. Seine Augen sind erloschen oder der Mond, der kalte Mond, hat keinen Schein. Licht, nur ein Strahl, nur ein Funken, ein brennendes Zündhölzchen, und er könnte lesen!

Röcheln und Klagelaute ringsumher. Auf den Knien schleppt er sich zu seinem Nachbarn, der die Arme emporwirft.

„He, Kamerad, hast du Feuer!“

Aber der Mann hört ihn nicht, er seufzt, und von seinen Lippen haucht es sanft wie eine Bitte, ein Wort in fremder Sprache ist's: „Mütterli!“

Allard bricht wieder zusammen. „Ein Feind, der an seine Mutter denkt . . . Meine Mutter, sag' deinem

Gott, daß er mich rette, daß er mich nicht hier umkommen lasse. Send' mir einen deiner Engel, großer Gott! Und wenn ich denn sterben muß, so gib mir ein Zeichen, daß du bist! Daß ich nicht in den Staub beiße wie ein Hund . . . Hilfe! Hilfe!“

Er ist zurückgesunken, erschöpft von der Not seiner Hilferufe, aber sein Arm hält das Blatt Papier hoch und schwenkt es fiebernd, Hilfe heischend.

Und dort in der Ferne bewegt es sich, wie Irrlichter, die über das Moor tanzen. Lichtfunken hüpfen auf und nieder, menschliche Stimmen tönen hell und kräftig über die blutige Walstatt, Ruf und Antwort, flüchtige Schatten gleiten vorüber. Der Verwundete stößt einen Schrei aus. Krankenträger sind's und die barmherzigen Schwestern. Es ist die ersuchte Hilfe!

„Hierher! hierher!“

Schon neigt sich eine Frau über ihn und den Arm unter sein Haupt legend, reicht sie ihm den Labetrunk. „Trink, Soldat!“

Er trinkt, und der stärkende Trunk rinnt ihm erquickend in den dürstenden Mund. Er sieht die an, die ihm das Leben zu kosten giebt. Im Lichtschein der Laterne erkennt er unter der weißen Haube der Schwester ein blaßes Gesicht, vom Abglanz innern Friedens verschönt, Augen voller Schmerz und Mitleid.

Auf der Brust, im Schneeigen Weiß des Busentuches glänzte das silberne Kreuz. Da entschließt er sich rasch und reicht ihr den Brief:

„Bitte, Schwester, lesen!“

Sie nimmt ihn nicht.

„Was soll das? Vor allem lassen Sie uns die Wunde verbinden. Sie verlieren ja ihr Lebensblut.“

Er drängt sie sanft zurück, als sie sich anschickt, seine Wunde zu verbinden. Ein Schmerzensschrei erlischt auf seinen Lippen.

„Nein, nein, wozu denn! Es geht zu Ende. Sie sehen ja, daß ich verloren bin. Aber lesen Sie, lesen Sie mir diesen Brief, Barmherzigkeit, bald ist es zu spät . . .“ Sein Atem pfeift schon. Sie gehorcht. Ein Aufgegebener liegt vor ihr, und nichts bleibt ihr zu thun übrig, als die Erfüllung seiner letzten Bitte. Er lebt ja nur noch, weil er nicht sterben kann, ehe er seine Erwartung erfüllt sieht; eine Hoffnung hält ihn aufrecht und erhellt sein Auge. Von diesem Brief kommt die letzte Freude, der Lichtstrahl, der ihn begleiten wird auf der Straße der Finsternis, der Sphärensang, der ihn in Ruhe wiegen, der Blütenregen, der seine Grube mit Rosen füllen wird.

Die Schwester hebt die Laterne vom Boden auf, und der Lichtschein strömt auf das weiße Papier und die schwarzen Zeilen. Ein Liebesbrief! — Die Anrede sagt es ihr. Sie schwankt, aber dann liest sie, das Blatt



— Angenehme Bürde. —

Gemälde von W. Bouguereau. Nach einer Photographie von Braun, Clément & Cie. in Dornach i/G., Paris u. New-York.

schnell überfliegend, und eine schmerzliche Enttäuschung bemächtigt sich ihrer. Nein, so schreibt die Liebe nicht, die Liebe, die alles erträgt, alles verzeiht.

„Aber Sie lesen ja nicht laut, Schwester,“ seufzt der Sterbende vorwurfsvoll, bittend um einen Brotsamen Zärtlichkeit. Und seine Augen flackern, dem Erlöschen nahe. Die barmherzige Schwester aber sträubt sich, als verlangte er eine böse That von ihr. Lieber erschläge sie den Mann mit einem Kolbenstreich, als daß sie ihm diesen Brief vorläse, in dem Wort für Wort ihn mitten ins Herz treffen würde, sicherer, fürchterlicher denn alle Kugeln im Kampfgetümmel. Er liegt vor ihr und wehrt sich gegen den Tod, verlängert und erschwert sich den Todeskampf in süßen Schmerzen, um nicht sterben zu müssen ohne die letzten Worte der Geliebten, die ihn hinüber geleiten sollen.

Der Brief aber, der ihm als Schild so schlecht gedient hatte und mit Blut getauft worden war in seiner Wichtigkeit, lautete:

„Mein lieber Paul, zu lange dauert der Krieg. Zürnen Sie Ihrem Vöglein nicht, das nicht leben kann, wenn die Kanonen donnern. Ich muß Sonne und Musik haben um mich her. Wir reisen morgen nach Spanien. In Sevilla, da ertönen uns Serenaden. Wir beide wären ja doch niemals glücklich geworden: wenn Sie jemals aus dem Gemengel heimkehren, wird Sie der Pulverrauch geschwärzt und entstellt haben, ich aber, ich trage helle Kleider. Und dann, Sie sind viel zu groß, zu bedeutend für mich, ich bin nur ein kleines Mädchen. Eines Abends, da glaubte ich Sie zu lieben, das war im Takt eines träumerischen Walzers. Baron Saval hat uns gesagt, beinahe alle, die die letzten Schlachten überlebt hätten, seien verstümmelt. Es ist daher doch wohl besser, wir sehen uns nicht wieder. Geben Sie mir den Ring zurück. Leben Sie wohl, Paul, ich bleibe auch so Ihre kleine Freundin,

Odette d'Estange.“

Und das sollte sie vorlesen? Nein, niemals! Die unwissentliche Roheit eines leichtfertigen Kindes, das vor der Möglichkeit, einen Invaliden zum Verlobten zu haben, die Flucht ergriff, sollte die unaussprechliche, stolze Zuversicht, die den Sterbenden, Liebeseligen beherrschte, nicht in Scherben schlagen.

Sie beugt sich über ihn und wünscht ihm einen jähen Tod, um der entsetzlichen Botschaft enthoben zu werden.

Aber der Kapitän hat die Augen wieder aufgeschlagen. Er klammert sich an das Leben, eine einzige, letzte Spannung kettet ihn ans Dasein.

„Aber Sie lesen ja nicht, Schwester! Und sie schreibt doch immer so deutlich, Odette!“

„Ja, sehr deutlich,“ schreit es in der Brust der Pflegerin, und ein Mitleid, gewürzt mit Bitternis, ergreift sie für den Gläubigen, der keinen Zweifel erhebt bis zu dem Weibe, das er liebt.

Sie hat sich aufgerichtet.

„Verzeihung, meine Laterne brennt so schlecht...“

Und während sie sich den Anschein gibt, als suche sie den Docht anzufachen, packt sie die Verzweiflung. Sie kann nicht anders, sie muß ihm den Willen thun. Da aber springt, einem Funken gleich, der göttlichen Ursprungs ein Frauenherz in Flammen der Barmherzigkeit zu versetzen vermag, ein Gedanke in ihr auf. Und sie, die Ordensschwester, die bis auf diese Stunde die Wege dessen nicht verlassen hat, der da gesagt hat „Ich bin die Wahrheit,“ sie ist entschlossen, mit dreifester Stirne zu lügen.

Sie wird den Brief lesen, aber einen, der des Sterbenden würdig ist und seinem Traum nicht Hohn spricht: den Brief eines treuen, liebenden Weibes. Niemand wird ihre Ausflucht verraten und der Kapitän wird keines zweifachen Todes sterben.

Ihr Entschluß hob sie über sich selbst hinaus, und unter dem nächtlichen Himmel, an dem der Mond durch dunkles Gewölk rollte, ersann die barmherzige Schwester, erschüttert und gerührt, einen Liebesbrief. Und wie in Erinnerung einer einstigen Liebe, las sie laut:

„Paul, du mein lieber Paul, wo bist du jetzt? wo du auch lebst, wo du dich auch zur Ruhe gelegt haben magst, ich bin bei dir, ganz nah bei dir, und meine Seele weilt bei deiner Seele. Für jede Gefahr, die du läufst, lieb' ich dich heißer, und so oft ich die Kugeln über unserer Stadt pfeifen höre — und ich höre sie immer — wird mir weh, als müßten sie alle nur dich treffen. Dann streck' ich die gefalteten Hände empor, um die Kugeln mit der Kraft meiner Gebete von deinem Haupt abzuwenden. Ich bin in den Ambulanzen und pflege die Verwundeten, und hoffe, daß eine andere dich pflegt, wenn du leiden solltest. Meine Liebe sei dir eine Rüstung im Kampf, meine Treue der Helm, der dich schützt. Und meine ganze Zärtlichkeit breche strahlend aus deinen Augen, so wundergleich, daß der Feind stuhe, wenn er dir entgentritt und ausrufe: Schonet den, denn er wird geliebt!“

Schwer atmend hält sie inne und schaut den Verwundeten an. Er hat sich mit der letzten Kraft aufgerichtet, hängt an ihren Lippen und trinkt ihre Worte. Er lächelt selig, sein Antlitz ist heiter und ruhig, wie das eines Genesenden in der Frühlingssonne.

„Weiter, mehr, mehr,“ fleht er außer sich. Und mit bebender Stimme fährt die Schwester fort:

„Mein Paul, wenn Gott es zuließe, daß dich eine

Kugel trafe, es wäre dir ein Ruhmestitel, denn es gibt keinen schöneren Tod, mein Kapitän. Du brauchtest ja nicht lange auf mich zu warten im Seelenland, denn die Erde hätte mir nichts mehr zu bieten, nachdem mir das Glück geworden ist, deine Braut zu sein. Ich aber, ich lebe, wo du lebst. Wann und wo ich dich wiedersehe, hier oder dort oben, ich bin dein, denn es gibt keine Kugel, die an unsere Liebe rühren könnte: die ist unverwundbar.“

„Paul, leb' wohl! Ich bin der Lusthauch, der dich umspielt, der Mund, der dich tröstet, die Hand, die dich stützt und das Herz, das dich liebt. Ich küsse deine Lippen, damit du lebest, denn die Liebe ist stärker als der Tod, und ich — ich liebe dich!“

Die barmherzige Schwester schweigt. Die Aufgabe war ihr leicht geworden, sie hat ohne Anstrengung gesprochen und hätte weiter sprechen können — bis in die Frühe, ein Leben lang, um den köstlichen Preis, dies fahle Antlitz in überirdischer Klarheit erglänzen zu sehen. Er ist wie überschüttet von Glück, und sie kauert neben ihm, nimmt sein Haupt in den Arm und wiegt ihn ein.

Er lauscht noch immer, wie wenn die Worte sich vertausendfacht hätten und auf das Schlachtfeld niederflochten, um ihn einzuhüllen.

„Den Brief, Schwester — leuchten — ich will ihn sehen...“

Neue Angst ergreift das Herz der Schwester. Ihre tröstende Lüge war umsonst, wenn seine Augen den Brief lasen und sein letzter glücklicher Augenblick vergällt. In jähem Entschluß stieß sie, anscheinend aus Ungeschicklichkeit die Laterne um, die zuckend erlosch. Der Mond, der gefühllos aus den Wolken hervorglitt, versank gerade hinter einer dunklen Wand, und es war Nacht und Finsternis ringsum.

Doch der Sterbende fragte nicht mehr danach, er tastet nach dem Brief und drückt die Lippen auf das Papier. Dann reicht er seine Hand hin und flüstert: „Den Ring, nehmen Sie den Ring, liebe Schwester, schicken Sie ihn Odetten als Andenken und — sagen — sagen — Sie — ihr — —“

Er gerät in Stammeln, stockt, seine Bitte verliert sich in unverständlichem Murmeln. Seine Freude geht im Fieber unter. Schon sind seine Augensterne unter die Lider zurückgewichen. Er schmiegt sich fröstelnd an

die Schulter der barmherzigen Schwester und fühlt noch, wie Frauenhände zärtlich über seine Haare gleiten. Er sieht ihr Gesicht nicht mehr, das sich über ihn neigt, und erkennt den Mund nicht mehr, der ihm sanfte, einschläfernde Worte spricht. In seinem Ohr ist noch der holde Klang jener Botschaft: „Ich bin der Lusthauch, der dich umspielt, der Mund, der dich tröstet, die Hand, die dich stützt und das Herz, das dich liebt.“

Und die Abendluft geht über ihn hin, ein Arm liegt unter seinem Haupt, an seinem Ohr schlägt warm und voll das Herz einer Frau.

„Odette, Odette, meine kleine Odette,“ lispelt er geheimnisvoll, als habe er entdeckt, wer ihn halte. Die Schwester sagt kein Wort dagegen, macht keine Bewegung, die dem Sterbenden die beseligende Ueberzeugung rauben könnte. Er glaubt, die Herzgeliebte an seiner Seite zu sehen.

Der Mond bricht durch das Gewölk.

„Odette, küsse mich!“

Es war nur ein Hauch, aber das Weib erbebt und erblist. Doch vor dem Tod schwindet der Unterschied der Geschlechter, Eitelkeit und Kleinlichkeit zerfließt und einzig die Barmherzigkeit steht aufrecht, ihre Stimme übertönt alle Einwürfe, die Schranken fallen und die Wege ebnen sich weit vor ihr her.

Und die Schwester zögert nicht mehr, sondern erhört die klagende Bitte des Sterbenden. Ihre Lippen haben ja schon die Wahrheit gefälscht, ein Kuß kann sie nicht mehr entweihen nach einer Lüge. Und zärtlich beugt sie sich zu dem Verschwindenden nieder, vollendet ihr Werk des Mitleids und küßt ihn auf die Lippen.

So ist er gestorben, den Himmel in den Augen. Erschüttert, angesichts dieses Toten, für den sie freudig die Wahrheit geopfert hat, streift Schwester Therese den Goldreif von dem erstarrenden Finger.

Sie schließt ihm die Augen mit thränenfeuchter Hand, macht das Zeichen des Kreuzes über seiner Stirn und spricht ihm das letzte Gebet.

Und ehe sie sich aufmacht, ihrer Pflicht nachzugehen, betrachtet sie noch einmal den Kapitän, der in der starren Ruhe des Todes vor ihr liegt, vom auftauchenden Mond hell übergossen. Das selige Lächeln, das an seinen Lippen haften geblieben ist, macht sie stolz auf die Lüge, die sie ausgesprochen und den Kuß, den sie gegeben.

Schwester Therese hat diese Sünde nie bereut.

Toter Frühling.

An dem blütensternen Hag
Bin ich traurig hingeschritten;
Finkenruf und Amselschlag
Folgt' meinen dumpfen Tritten.

Einst da gingst du liebewarm
Wild und traut an meiner Seite,
Und ich gab mit Kuß und Arm
Winnig dir das Weggeleite.

Doch, nun ist mein Frühling tot,
Seit auf immer du gegangen,
Und der Rosen Purpurrot
Ist verblaßt auf deinen Wangen.

In der Schmiede tief im Thal
Lohnt's aus glutenschwangern Essen,
Und mein Herz, es brennt in Qual,
Weil es nimmer kann vergeßen. —

Otto Thalmann.